Bernd Kauffmann

Peripherizität oder zur kulturellen Verfasstheit dieser Republik[1]

Im Jahre 1194 ging mit der Stadt Chartres die karolingische Bischofskirche Notre Dame in einer Brandkatastrophe fast völlig zugrunde. Der große Turm stürzte – durch den Brand seines Halts entzogen – in sich zusammen, viele sprachen von dem Urteil eines zornigen Gottes. Andererseits: in Chartres, zum Kernland der französischen Krone gehörig, wurde das Gewand der Gottesmutter Maria bewahrt. Und vielen Zeitgenossen wiederum erschien es als Wunder, dass diese wertvolle Reliquie den Brand gänzlich unbeschädigt überstanden hatte. Die Mutmaßung eines vernichtenden Gottesurteils mutierte daher bald zur allgemeinen Gewissheit, der Brand sei von Maria selbst verursacht, weil sie die Sündhaftigkeit der Welt strafen wollte und eine andere, konzentrierte Verehrung samt einem vollkommeneren Haus für sich wünschte. Die Zerstörung der Kirche, der Erhalt des Mariengewandes und die so unmittelbare wie vehemente Besinnung auf den Glauben an die Gottesmutter mobilisierten alle im französischen Kernland beheimateten unternehmerischen Kräfte und daneben das Königshaus als Staatsgewalt und Kunstmäzen.

Dieses Handeln ist naturgemäß ein doppelbödiges gewesen. Indem man nämlich die Kirche, die seit keltischen Zeiten als Wallfahrtsort Zentrum der geistlichen Herrschaft, des Glaubens und der Kultur war, wieder aufbaute, verschaffte man sich auch Standortvorteile im Kernland der Krone, aber auch weit darüber hinaus. Man holte sich einen damals bekannten Architekten von Rang, dem man ein konzises Bauprogramm vorgab. Dieses setzte er in einen hochgotischen Musterbau um, den es vorab so nicht gegeben hatte. Zur Bauverwirklichung mussten Steinbrüche erschlossen, Spezialisten gewonnen und ortsansässige wie zugezogene Handwerker und Baumeister weiter ausgebildet werden. Das war ein ganzes Programm, das vornehmlich die großen Gewerbegruppen im Kernland

[1] Für den Druck leicht überarbeitete Fassung ohne exakte Zitat- und Quellenangaben

– die einzelnen Zünfte also – finanzierten, wobei sie sich auch, würde man heute sagen, selbst verwirklichten und natürlich dafür sorgten, dass das Marktgelände an der Südseite der Kathedrale so zugeschnitten wurde, dass es allen Bedürfnissen, nicht nur denen der Kirche und nicht nur denen der Gläubigen, entsprechen konnte: und nicht nur bloß für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft, und eben nicht nur zum Beten, sondern auch zum Nachdenken, zum Handel außerhalb der Kathedrale und zum ›Ernst und Freude empfinden‹ an den Geschichten, die die Künstler so gut wie keine anderen erzählen konnten.

Man kann also sagen, Stadt und Land, Wirtschaft und Kultur produzierten im Falle von Chartres Architektur als neue Hochkultur, die für diese Zeit zwar ein Abbild des Höheren vorstellte, aber doch zugleich sehr irdisch konkrete Innovationen und geistige Anstöße bewirkte, die auch auf die Zukunft zielten. Das alles ist also so neu nicht, sondern war schon selbstverständlich in einer Gesellschaft, die noch ganzheitlich dachte und deren Ziel es vor allem war, in der Kulturproduktion Werte herzustellen, die über das irdische Dasein hinaus verweisen. Was an dieser Geschichte auffällt, ist dreierlei:

- Kunst und Kultur schaffen immer und zu aller Zeit Standort- und Imagevorteile sowie eine beträchtliche Umwegrentabilität und ohne den Faktor ›Kultur‹ gerät ein Gemeinwesen relativ schnell zu einem konturlosen Niemandsland.
- Kultur ist angelegt auf Gegenwart, sie muss sich immer wieder im Rückgriff auf das Gewesene neu erzeugen. Sie muss, um im Rahmen der eben erzählten Geschichte zu bleiben, Neues um die Reliquie konzipieren, weil der Träger der Reliquie selbst Neues fordert. Dann, und nur dann, kann der Glauben der Menschen, die Religion, die Gemeinschaft der Gläubigen weiter existieren, weiter Bestand haben.
- Von ganz anderer, gegenwärtiger Perspektive betrachtet: der geistig-kulturelle Umbruch in einer Gesellschaft kann sich atemberaubend rasch und tiefgehend – wie durch einen Brandsatz – vollziehen, und mehr denn je erfahren heute die Reliquien das Schicksal abgebrannter Kernelemente, die des Endlagers bedürfen und um die man nichts mehr Neues baut.

Die Lage der Kultur

Womit wir in der Gegenwart angekommen sind und zu fragen haben, wie es heute um unsere mentale Lage, um die Kultur, um die geistige Verfasstheit unseres Gemeinwesens steht. Und da ich die Geschichte ebenso liebe wie Geschichten, gestatten Sie mir, dass ich nochmals, unter Bezug auf einen Aufsatz vom Michael Stürmer, auf ein Geschehnis zurückgreife, das für mich deutlich macht, was uns alles fehlt, wenn wir glauben, alles zu haben: Im Juni 1940, auf dem Strand von Dünkirchen, blinkte ein Offizier der geschlagenen britischen Frankreich-Armee eine Botschaft zu den Kreidefelsen von Dover. Sie bestand nur aus drei unverschlüsselten Worten: but if not. Merkwürdigerweise wurde diese Botschaft verstanden. Es ist ein Zitat aus dem Buche Daniel, wonach Nebukadnezar den drei jüdischen Beamten des Landes Babel befiehlt, das Bild anzubeten, das er hat machen lassen, bei Strafe des Feuerofens. Die drei Juden weigerten sich und sagten – ich zitiere nach dem Luthertext: »Siehe unser Gott, den wir ehren, wird uns wohl erretten aus dem glühenden Ofen, und aus Deiner Hand. Aber wenn er es nicht tun will – but if not –, so sollst Du dennoch wissen, dass wir Deine Götter nicht ehren, noch das goldene Bild, das Du hast setzen lassen, anbeten wollen.«

In der Botschaft von Dünkirchen und der Tatsache, dass sie verstanden wurde, liegt das Zeugnis einer Zivilisation, die aus Geschichte, Überzeugungen und symbolischem Handeln ihren Zusammenhalt gewinnt. Nicht angelesene Information ist der Stoff der Kultur, sondern Lebensform, Sprache, Zeichen der Erinnerung, gewissermaßen das Zuhausesein im Selbstverständlichen. In der modernen Welt, in der wir leben, treibt vieles dazu, dieses Gehäuse der Kultur zu sprengen. Und nicht nur das: Auch Erinnerung, Zeit, Geschichte drohen gewissermaßen zerrieben zu werden, durch das, was man gemeinhin den Fortschritt nennt. Die – so gesehen – negative Kraft der Zeit gehört zu dem historischen Prozess, in dem wir uns befinden. Dieser historische Prozess erzeugt offenbar, wenn man die Dinge sich selbst überlässt, Entfremdung, Orientierungsverlust und einen Mangel an Verbindlichkeit: Einen Mangel, wie Ralf Dahrendorf es formuliert, an Ligaturen. Der geschichtliche Prozess jedenfalls führt uns heutzutage in Bereiche, in denen die kulturelle Existenz einer Gesellschaft immer brüchiger wird.

Schauen wir uns die gegenwärtige Lage der Kultur in diesem Lande an, dann scheint es schon fast zum guten Ton zu gehören, die Verflachung, Verlangweiligung und Selbstvergessenheit der Kultur und ihrer Träger samt der wachsenden Indifferenz ihrer Verwalter zu konstatieren. Daran ändert auch nichts der große Erfolg von *Good bye Lenin!* oder dem *Wunder von Bern*, Filme, die bezeichnenderweise Erinnerungsgeschichten sind. Ins Feld werden verschiedenste Wahrnehmungen und Ängste geführt – vom Relativismus aller Werte über die damit einhergehende Hybris des Subjekts bis zum mehr als Unbehagen verursachenden Überangebot einer 365 Tage währenden Festzeltstimmung, die wir heute Festivalitis, Unterhaltungsbohème oder Verspaßung der High-Tech-Gesellschaft nennen, für die Freuds Studien infantiler Neurosen einen reichen Erfahrungsschatz bieten. Vielleicht leben wir gegenwärtig in einer Übergangszeit und in einer Zeit des letzten Aufgalopps, besser des letzten Chorals am Ende einer zerbrochenen bürgerlichen Kulturgesellschaft, der ihre alten Ideale und Privilegien der Hochkultur ebenso abhanden gekommen sind wie der Konsens über eine stabile, staatliche und private Kultur- und Wissenschaftsförderung des Bestehenden und Neuen.

Dieser zerbrochene Konsens macht es Ländern und Kommunen umso leichter, der ›freiwilligen Leistung‹ Kultur ans Leder zu gehen, sie im Rahmen der alle treffenden finanziellen Apoplexie – mit einigen rühmlichen Ausnahmen – ins Zwischenland von Lebens- und Sterbehilfe zu transportieren – und darüber hinaus noch zu fordern, Kultur müsse sich jetzt endlich rechnen. Unstreitig brechen düstere Zeiten für die nicht ephemere Kultur an. Während auf der einen Seite bis in gefakte Urlaubsszenarios Australiens der instant-info- und entertainment-Sektor boomt und jeder, der nicht bei drei auf dem Baum ist, zum Superstar zu mutieren droht, geht es vielen Museen, Theatern, Orchestern wirklich an die Existenz. Andererseits sind wir, wie Peter Wapnewski, den ich im folgenden zitiere, zutreffend feststellt, nach wie vor die theaterreichste Nation dieser Welt. Die Schließung eines Theaters ist ein bitterer Akt – aber der Empörungsschrei der Bürger klingt unecht; denn wenn ihnen das Theater, die Oper, das Konzert in so hohem Maße ans Herz gewachsen wäre, dass es ihnen als unentbehrlich erscheint, dann sollte es ihnen auch ein Opfer wert sein.

Eine andere Frage ist die nach der gegenwärtigen Verfasstheit unserer Bühnen. Hier findet ein fundamentales, ästhetisches Missverständnis statt,

das des *aggiornamento*. Die heutige Regie-Kunst vermutet, es werde ein großer historischer Stoff und Konflikt dem Zuschauer unserer Tage erst und vor allem dann unter die Haut, in Herz und Sinn gehen, wenn der Stoff demaskiert und in die Banalität des Gegenwärtigen transferiert wird. Welch Irrtum. König Ödipus erschüttert, wie und weil er König von Theben ist, – verkleinert als Konzernchef ist er uns nicht etwa nahe, sondern ob seiner bizarren Exzentrik vielmehr sehr fern. Gott Wotan, dessen Größe in seiner Magie und Herrscherwillkür besteht, verliert alle Aura, wenn er verpuppt wird zum bankrotten Bauunternehmer in Hosenträgern von nebenan. Und Romeo und Julia, wenn als Pop-Stars verkleidet, werden vollends unglaubwürdig, denn als mediengerechte Viva-Figur stirbt man nicht aus Liebe und für sie. Worte, Texte, wenn sie nur urheberrechtlich frei sind, werden als beliebige Verfügungsmasse erledigt und nach medialen Formaten zerkleinert.

Was Wunder, dass sich diese Situation auch in den Medien widerspiegelt. Wie man es dreht und wendet, die nicht ephemeren Kulturthemen in den Medien geraten immer mehr zu einer vom Aussterben bedrohten Minderheit. Es droht, wie Helmut Thoma es einmal ausdrückte, der »mediale und digitale Rinderwahnsinn« in einem neuen Zeitalter der Telekommunikation und Digitalisierung. Kein Hunne Attilas hat – wie Erwin Chargaff es formuliert – das Fleisch seines Nachtmahls so mürbe geritten, wie wir es mit der nahezu totalen Verfügbarkeit durch die mobile, mediale Kommunikation geworden sind. Hinzu tritt eine reale und virtuelle Globalisierung, die uns alle durchschüttelt. Die Hälfte der Menschheit hängt am Netz, während die andere Hälfte noch nie telefoniert hat, womit sich ein anderer *clash of civilizations* ankündigt.

Selbst die privaten Schicksale, die zu Medienereignissen werden, sind von der Globalisierung durchsetzt. Sehen wir uns nur einmal die Geschichte an, die ich einem Text des indischen Autors und UN-Vertreters Sashi Tharoor entnommen habe, die über den Tod von Prinzessin Diana im Internet kursierte. Eine englische Prinzessin mit einem walisischen Adelstitel verlässt gemeinsam mit ihrem ägyptischen Begleiter und Lover, der einen Pakistani abgelöst hatte, ein französisches Hotel; sie wird in einem deutschen Automobil mit holländischem Motor von einem belgischen Chauffeur voll mit schottischem Whisky gefahren; sie werden von italienischen Paparazzi auf japanischen Motorrädern bis in einen von

Schweizern gebauten Tunnel verfolgt und haben dort einen Unfall; ein amerikanischer Arzt versucht mit brasilianischen Medikamenten, sie zu retten, was bekanntlich nicht gelingt, und einen globalen, supranationalen Betroffenheitsschock nach sich zieht.

Wie auch immer – und ich beziehe mich nochmals auf Ausführungen von Sashi Tharoor: Durch die Globalisierung gerät die Welt zu einem einzigen internationalen Marktplatz, während sie gleichzeitig von Bürgerkriegen und dem Zerfall von Nationen zerrissen wird. Benjamin Barber hat diese janusköpfige Zukunft der Menschheit einmal ›Jihad gegen McWorld‹ genannt – Jihad im Namen von hundert eng verstandenen Glaubensvorstellungen gegen jede Art von gegenseitiger Abhängigkeit, gegen Technik, Popkultur, integrierte Märkte: gegen die Moderne an sich. Dazu im Gegensatz eine ›McWorld‹ der wildgewordenen Globalisierung, eine Welt der schnellen Musik, der schnellen Computer und des schnellen Essens – MTV, Macintosh und McDonald's, die ganze Nationen zu einem kommerziell homogenen Vergnügungspark mutieren lassen. Beide, Jihad und McWorld, zerstören am Ende unseren allergrößten Besitz – unsere Identität.

Andererseits brauchen die Menschen diese Identität, Heimat und Aufgehobenheit. In dem Maße aber, wie sie diese – im schlimmsten Sinne – sprachlos verlieren, wird sich ein neues Phänomen ankündigen: das des Fundamentalismus' des Heimatlichen. Deshalb ist – ich beziehe mich nochmals auf Sashi Tharoor – die kulturelle Vielfalt auf unserem schrumpfenden Erdball von überaus großer Bedeutung, denn ohne eine Vielstimmigkeit der Kulturen wird uns niemals klar werden, dass die Menschen anderer Ethnien, Religionen oder Sprachen ähnliche oder ganz andere Träume und Hoffnungen hegen. Ohne eine heterogene menschliche Phantasie werden wir die Myriaden an Darstellungen der *condition humaine* nicht begreifen können, und die Universalität menschlicher Ziele und Hoffnungen kaum noch erkennen, geschweige denn verstehen.

Aus diesem Grunde ist die Kunst, die als einzige der Wirklichkeit die schöpferische Möglichkeit entgegensetzen kann, die als einzige eine künstlerische Beglaubigung der Erfahrungen sicherstellt, die Menschen aus ihrem Leben, Sein und Fortschreiten ziehen, aus diesem Grunde ist die Kunst das beste Gegenmittel gegen die Globalisierung der Phantasie, deren identitätseinnehmende Entmündigung die Kehrseite der Medaille

des heimatlichen Fundamentalismus wäre. In ähnlicher Richtung sieht es auch vor mehr als 100 Jahren Friedrich Nietzsche, der notiert: »Das Problem der Wissenschaft ist, die Welt zu erklären, ohne zu einzelnen Empfindungen als Ursache zu greifen.« Dieser Satz Nietzsches sagt nichts anderes, als dass sich Wissen und Innovation in Chaos verwandeln können, wenn es der zentralen, steuernden kulturellen Betrachtung und Reflexion durch den *common sense* der Gesellschaft entbehrt. So verstanden nähert sich dieser Satz einem Menetekel.

Von steuernder kultureller Betrachtung und Reflexion kann allerdings in Anbetracht der derzeitigen mentalen Verfasstheit unserer Republik kaum die Rede sein. Die großen Rahmenerzählungen jedenfalls sind zerbrochen, wie die antike Mythologie, die heiligen Schriften, die sog. klassische Bildung – was immer sie auch gewesen sein mag – etc.. Das Individuum von heute findet nur noch Bruchstücke aus den global-dörflichen Kramläden des Glücks vor: religiöse Heilsversprechen, überaufdringliche Werbebotschaften, Elemente der Popkultur, kulturelle Einsprengsel des asiatischen und afrikanischen Kontinents samt esoterischen Versatzstücken, östliche Denkruinen und westlichen Materialismus, der den so lauthals geforderten ›Dialog der Religionen, Kulturen und Zivilisationen‹ schon deshalb nur schwer zu führen vermag, weil er gar nicht mehr so genau weiß, was die essentials seines Glaubens, besser seiner Religion eigentlich sind.

Die Sprache

Hinzutritt eine ›tägliche Sprachschändung‹, die ebenso eine Kränkung unserer zivilisatorischen Befindlichkeit ist. Michael Naumann hat kürzlich diese sprachliche Depravierung als Rückkehr der ›Mantageneration‹ in Wort und Schrift bezeichnet, die bekanntlich nicht nur die Aufhängung ihres Wagens so tief wie möglich heruntergebaut wissen will. Wir erleben – und ich zitiere im folgenden nochmals Peter Wapnewski – in Unmaßen täglich / stündlich gravierende Verstöße gegen die Sprache, werden eingedeckt mit Phrasen und Plastikwörtern, mit Floskeln verhunzter Alltäglichkeit, mit Statements und Proklamationen von etwa der Art »ich gehe davon aus, dass Handlungsbedarf besteht, um mit gezielten Maßnahmen den Bürgerinnen und Bürgern die Rahmenbedingungen der Inhalte der Agenda 2010...«

Wir können das nicht mehr hören, wir wollen das nicht mehr hören. Was dringend Not tut, wäre der systematische Versuch einer Sensibilisierung der Sprechenden gegenüber dem Unheil des sich verquatschenden, des verquatschten Deutsch. Damit ziele ich nicht auf die Fremdwortfrage, die nicht nur im Deutschen so leidenschaftlich diskutiert wurde und zu der letztlich bereits Theodor W. Adorno das entscheidende Wort in seinem schönen Essay zu *Wörtern aus der Fremde* gesagt hat. Ich denke eher an das angrenzende Feld, das der Überlagerung unserer Sprache durch die andere, die englisch-amerikanische Sprache. Auf diesem Gebiet sind die Franzosen und auch die Polen oder die Spanier, deren oft überreiztes und überheiztes Nationalgefühl sich imponierend in der Sprache niederschlägt, wahrlich vorbildhaft. Hingegen nehmen wir Deutschen die fremden Formeln nicht nur hin und her, sondern öffnen uns widerstandslos und beflissen den neuen Phrasen, obgleich sie allermeist überflüssig und oft falsch genutzt sind, aber sie scheinen Prestige zu versprechen und eine höhere Form von Eingeweiht-Sein. So strömen unsere Landsleute ins shopping-weekend, sitzen in meetings, liegen in beauty-farms, strampeln in body-centern, um sich für single-parties fit zu machen. ›Casual‹ sei die Kleidung oder auch ›businesslike‹ oder besser noch ›sportiv‹. Die Werbung überschlägt sich mit derart sinnentleerten Angeboten in diesem plakativen ›denglisch‹, von dem zum Tode gerittenen Wort ›event‹ ganz zu schweigen, das schon dann im ›outgesourcten‹ Agenturgerede im Munde geführt wird, wenn drei Personen sich zu einem ›Gespräch‹ samt Abendessen in einer wie auch immer gearteten ›location‹ zusammenfinden.

In diesen Unfug fügt sich auch die deutsche Bildungsministerin nahtlos ein. Während in der alten Humboldt-Universität die Ratten hausen, und nicht nur im Keller, schwadroniert diese Ministerin vom Wettbewerb der Hochschulen, samt Preisgeld und unter dem Titel *brain –up competition*. ›Brain-up, start-up, clean-up‹ und das Alles am besten auf einen ›pick-up‹ und in die Wüste von Nevada kippen. Auch eine Deutsche Bank muss sparen, das leuchtet ein. Weniger einleuchtend – und ich zitiere weiter Peter Wapnewski – ihre offizielle Bekundung dieser Notwendigkeit. Ich entnehme der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (vor einiger Zeit schon) folgende authentische Formulierung, in der es um Details der Beköstigung während der Sitzungsstunden geht: »Bei diesem enorm hohen Betrag sehen wir hier im Zuge eines aktiven *cost containments* und im Rahmen der verabschiede-

ten *zero-based-budgeting*-Maßnahmen entsprechenden Handlungsbedarf.« Meine Damen und Herren, bei derartigen Formulierungen kommt einem der Verdacht, dass man Menschen, die die Valuta unserer Sprache derart verderblich verschleudern, besser auch sein Geld nicht anvertraut.

Mit dem Verlust des Stilgefühls verliert die Sprache eben auch das, was sie zur Bedingung des Humanen macht: Ihre Ursprünglichkeit, ihre Bildhaftigkeit, ihre Unmittelbarkeit, ihre Klarheit, ihre Transparenz, ihre Gespanntheit und Ruhe, ihren Klang und ihre Rhythmik. Das Haus des Seins bietet kein Dach, kein Obdach mehr. Man beachte auch, wie bedenkenlos der Alltagsjargon sich wichtigtuerisch spreizend jener Termini bedient, die eine hochkomplizierte, nur von Experten begriffene Wissenschaft für ihre speziellen Zwecke geprägt hat. Da wagt es der großsprecherische, bestens informierte Laie um sich zu schleudern, um sich zu werfen mit ›Quantensprung‹ und ›Halbwertzeit‹, mit ›Unschärferelation‹ und ›Schnittmenge‹, er spottet seiner selbst und weiß nicht wie, aber es klingt ›innovativ", obwohl keiner weiß, von was er da redet.

Die gesellschaftlichen Veränderungen durch die Kommunikationstechnologien

Das alles kommt natürlich nicht überraschend: Vor über dreißig Jahren hat der kanadische Medienforscher Marshall McLuhan die Formel von der Welt als globalem Dorf geprägt: In der von McLuhan beschriebenen ›neuen Welt des globalen Dorfes‹ würden die Menschen plötzlich zu nomadischen Informationssammlern – so nomadisch und so informiert wie noch nie, was bekanntlich etwas anderes ist als wirkliches Wissen. Die neue Gesellschaft praktiziert bei allen unbestreitbaren Segnungen der neuen Technologien ein neues Nomadentum. Früher gingen die Nomaden – je nach Jahreszeit und Niederschlag – auf Nahrungssuche. Die neuen Nomaden hingegen dringen in einen Raum des Wissens und der Fähigkeiten ein – in den lebendigen Raum einer »Menschheit, die sich soeben neu erfindet und sich ihre Welt erschafft«, wie der französische Medienforscher Pierre Lèvy prognostiziert. Und die Verantwortlichen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft leben die Flexibilität täglich vor. Alles beginnt zu vagabundieren – die Menschen, die Wirtschaft, die Unternehmen, das Geld und die Moral. Der Verlust an Ortssinn droht, ein Verlust an Wur-

zeln, die den Menschen helfen, sich selbst zu definieren. Moderne Nomaden verkünden gerne: Wir blühen, wo wir gepflanzt sind. Aber: Kann man überhaupt noch wachsen, wenn man ständig umgepflanzt wird?

Das Leitbild des High-Tech-Zeitalters ist der flexible Mensch, ein beschleunigter elektronischer Passagier, der getrieben von der Unruhe, etwas zu verpassen – immer auf der Suche nach Halt, Sinn, Orientierung ist. Diesem nicht zur Ruhe kommenden Nomaden muss folgerichtig die verinnerlichte Moral abhanden kommen. Die Moralproduktion übernehmen nämlich jetzt der Markt und die Medien. Auch die Erziehung geht zunehmend in die Regie von Markt und Medien über. In TV, PC und Internet eingebaute Software-Geräte sollen dann die Aufgabe übernehmen, *sex and crime*, Scham und Schamlosigkeit sorgsam herauszufiltern. Pisa lässt grüßen und die Autobahnschilder, die die ›Entdeckung der Gelassenheit‹ ausrufen, werden daran auch nichts ändern.

Die sozialen Folgen können nicht ausbleiben, wenn eine flexible Gesellschaft fordert: Bleib in Bewegung, geh keine Bindungen und Verpflichtungen ein und bring vor allem keine Opfer; zeig dein Chamäleongesicht – heute so, morgen so. Fang immer wieder von vorne an. Ständiger Aufbruch am Nullpunkt – das ist Risikobereitschaft und totale Flexibilität. Nur: Wenn es keine langfristigen Bindungen und Verbindungen mehr gibt, ist das ziellose Dahintreiben geradezu vorprogrammiert. »Drift« nennt Richard Sennett dieses Verhalten. Und ›Driften‹ bedeutet naturgemäß die fast vollständige Außengeleitetheit des Menschen. Hat die Flexibilität als oberstes Prinzip also eine Gesellschaft von Driftern zur Folge, in der Loyalität, Treue, Verpflichtung und Verbindlichkeit ihren sozialen und moralischen Wert verlieren werden? Wird also in Zukunft die Schwäche von Bindungen unsere vermeintliche Stärke sein, wie Norbert Bolz es fragend formuliert.

Wir scheinen uns allesamt auf den Weg in eine *terra incognita* begeben zu haben, in eine Landschaft, für die es noch keine Karte und keine Navigatoren gibt. Manövriert sich der hybride Mensch in eine neue Steppe, wo menschliche Arbeit, Kommunikation und menschliche Wertekategorien wiederum von vorne beginnen und neu organisiert und neu vereinbart werden müssen? *Overnewst* und *underinformed* sind wir allemal und im Stammbaum der *Wüstenmonologe* von Botho Strauß heißt es: »der heilige Antonius hatte sein Buch: das Wissen. Samuel Becketts Krapp hatte sein

Tonband: die Erinnerung; und Walter hat seinen Terminal: die Information.« Und in desselben Autors *Partikular* lesen wir: »Die Unmenge, die Übermenge ist also der einzige Weltinhalt, die der Menschengeist zu fürchten hat; das Zerstreute, Zusammenhanglose, das unerbittliche Infusoriengewimmel von Episoden, Großaufnahmen, close up's, einschneidenden und doch trivialen Nichtigkeiten. Denn nur einen Steinwurf weit von unserer Geburt beginnen die Episoden.« Und – so mag man anschließen – was im tagtäglichen Zeitfluss als Episode daherkommt, ist ohnehin nicht von weit her, und die darin bewirkte Zeitvertreibung beschleunigt nur den Zerfall des Objektiven im Subjekt. So gesehen scheint es in der deutschen Welt – und ich beziehe mich im folgenden auf einen Autor bzw. eine Zeitung, die mir gegenwärtig entfallen ist – kaum noch Orientierungsorte mehr zu geben. Die deutsche Welt kennt nur noch Soll und Haben und lebt im Schuppenpanzer des Narzissmus, dem *Der Spiegel* kürzlich eben eine Titelgeschichte widmete. Politiker ähneln immer mehr Propheten, die von der Wüste eingeholt worden sind. Es hat sich in diesem Land ein Denken ausgebreitet, das die Gehirne gänzlich fade macht.

Die Verfasstheit dieser Republik

Zudem scheint es, als sei nahezu zeitgleich mit der Jahrtausendwende Stück für Stück und Schritt für Schritt der breiten Öffentlichkeit in Deutschland bewusst geworden, dass in vielen Lebensbereichen der Republik die Lage kritisch geworden, dass etwas faul im Staate ist, und vieles nicht mehr so bleiben kann, wie es war. Es scheint ebenso Jahre und Jahrzehnte zuvor soviel unter den deutschen Teppich gekehrt worden zu sein, dass man zuweilen schon mit geducktem Kopf unter der Decke entlang laufen müsste. Vieles von dem, was den Menschen heute wie durch den Handschuh eines Zauberers über sie gekommen erscheint, hat unstreitig seine *causa* in langjähriger Verdrängung, besser jahrzehntelanger bahnbrechend beredter Untätigkeit samt dazugehöriger Stillstandsvirtuosität. Und die vollzieht sich in einer Welt, in der die Zeitspanne, innerhalb derer – in Person oder Nation – zwischen *user* und *loser* entschieden wird, um sich gegenüber dem Angebots- und Nachfragespektrum der heutigen Gesellschaften zu definieren, von Tag zu Tag kürzer wird. Dabei haben sich nicht nur die Bedingungen des materiellen Lebens verschlechtert, sondern ebenso auch die mentalen.

Übereinstimmend wird in dieser deutschen Schräg- und Schlingerlage, und das nicht erst seit heute, vornehmlich unser staatliches Institutionengefüge und unser in den letzten Jahrzehnten gewachsenes, tatsächliches, politisches Entscheidungsfindungssystem ins Visier genommen und nicht zuletzt auch der Zustand des Politischen. Die Indikatoren für diesen Prozeß sind Wahlabstinenz und ein Verlust an Vertrauen in Institutionen und Personen, der in seiner Fallhöhe kaum größer sein kann.

Nun ist die Kritik an unserem Staatswesen nichts Neues, und es wäre leichtfertig, ausschließlich der Kaste der Politiker die Täterrolle in Schuld und Ursache für die deutsche Malaise zuzuweisen. Allzubereit hat sich diese Gesellschaft dem ›Machbarkeitswahn der Politik‹ seit Jahrzehnten ausgesetzt, hingegeben und ihm gehuldigt. Selten zuvor jedenfalls ist der Glaube an die Verlässlichkeit der Akteure und an die kluge Gestaltbarkeit der Verhältnisse so nachhaltig erschüttert, wie heute. Vielleicht ist die Gesellschaft in ihrer Singularisierung und Individualisierung, die sich auch demographisch bedrohlich niederschlägt, dabei, jenen Bindekitt zu verlieren, den das für politisches Handeln lebensnotwendige Vertrauen ebenso benötigt wie es ihn bewirkt. Ein solches Vertrauen setzt – im politischen und gesellschaftlichen Maßstab vor allem eine aktive Pluralität, ein anderes Verständnis von Freiheit, und ein Mindestmaß an sozialer Verdichtung voraus. In einer Welt der alimentierten und administrierten Ich-Agenten jedenfalls droht das jeweils andere und der jeweils andere bis zur Nichterkennbarkeit zu verschwinden und mit ihm eben jenes Vertrauen, dessen die Kultur und das Politische so dringend bedarf.

Bereits vor mehr als 210 Jahren meinte Edmund Burke in seinen Betrachtungen über die Französische Revolution kurz und bündig: »Ein Staat, dem es an allen Mitteln zu seiner Veränderung fehlt, entbehrt der Mittel zu seiner Erhaltung.« Die Mittel zur Veränderung scheinen wir dem Grunde nach zu besitzen, sie wirklich zu ergreifen, sie einzusetzen ist unser Defizit. So geht der Tanz auf dem Vulkan, den die Gesellschaft so wunderbar beherrscht, weiter. Hans Werner Sinn umschreibt es durchaus zutreffend: »Beim Tourismus bleiben die Deutschen Weltmeister, und ihre Kreuzfahrtschiffe durchpflügen die Ozeane trotziger denn je. Das Rentensystem wird verteidigt, obwohl Kinder, die es finanzieren könnten, fehlen. Die jungen Leute haben den Kinderwagen gegen den Zweitwagen eingetauscht. Verliebt sein und vom Glück träumen will jeder, doch Kin-

der kommen in den Träumen immer weniger vor. Die Rente kommt vom Staat, und der Strom kommt aus der Steckdose. Vielleicht bedarf es erst der Katharsis der alten griechischen Dramen, der Läuterung durch eine tiefe existentielle Krise, die uns erst die wirklich durchgreifenden Mittel bewusst macht, der wir nach Burke zur Erhaltung des Staates bedürfen.

Andererseits sollten wir nicht glauben, dies alles sei erst ein Problem unserer Tage. So ist es eben nicht. Ein Brief Goethes an Zelter vom 6. Juni 1825 erinnert uns, dass kulturelle, mentale Entfremdung, dass die Krise nichts Neues ist. »Alles« schreibt er, »transzendiert unaufhaltsam, im Denken wie im Tun. Es kann nicht leicht sich jemand gegen sein Zeitalter retten. Alles transzendiert, niemand kennt sich mehr, niemand begreift das Element, worin er schwimmt und wirkt. Niemand den Stoff, den er bearbeitet.« Das ist ein merkwürdiger, entfremdeter Goethe, wie Michael Stürmer feststellt, auf den ich mich im folgenden beziehe. Was er schreibt, steht quer zu dem Bild des Weimarer Olympiers, der sonst so sicher er selbst ist, fast zu sehr. Dabei kann die Antwort Goethes die unsere nicht sein. Er rät Zelter, und damit sich selbst, »lass uns soviel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen. Wir werden mit vielleicht noch wenigen die letzten einer Epoche sein, die sobald nicht wiederkehrt.«

Goethes Ausweg ist uns verstellt und auch falsch. Seine Erkenntnis ist geblieben. Sie hat sich dramatisiert. Sie bezeichnet das Bewegungsgesetz einer arbeitsteiligen Industrie- oder Kommunikationsgesellschaft. In ihr ist der Mensch das treibende Element, und zugleich bleibt er in ihrem Getriebe der altmodischste Bestandteil. Das heißt, der Mensch trägt für immer das Schicksal, Fremdling zu sein am Horizont der Modernität. Die Frage ist nur, was daraus folgt. Mehr Wettlauf und ein atemloser Spurt, ohne die Aussicht, den Fortschritt je zu schlagen? Oder mit dem Fortschreiten die Verstärkung dessen, was bindet und was verbindet? Wenn diese Verstärkung aber nicht trägt, dann können wir uns, früher als erwartet, am Strand unserer Zivilisation wiederfinden, ausgestattet mit dem ebenso tapferen wie aussichtslosen Trost: ›but if not‹!

Oder wir träfen uns wieder beim ziellosen Bau einer Kathedrale, der die Reliquie abhanden kam, und die längst zum Turmbau zu Babel mutiert ist, dessen Schicksal dank dem Zorn Gottes uns allen ja hinlänglich bekannt ist.

Das Wiederfinden des Vertrauens

So pessimistisch meine Einschätzungen zur Lage der Kultur heute sein mögen, so sind sie doch andererseits der Stoff, aus dem sich die Neugierde, die Lust auf Veränderung, die Freude, nun Neues zu wagen, erst entwickeln können. Denn die Not, die mentale oder die materielle, erst die macht doch bekanntlich erfinderisch und schafft das Engagement, jetzt erst richtig anzufangen.

Nichts wäre schlimmer, als wenn alles im ›Deutschen Herbst und Winter‹ so stimmig, warm, gut und bequem wäre. Erst eine solche, wie die von mir beschriebene, Lage schafft Bewegung und das geistige Adrenalin, das uns überhaupt in die Lage versetzt, nicht müde und wehleidig in deutscher Manier klagend und maulend zu annoncieren, Schlaraffenland oder Bambiland sei abgebrannt, sondern endlich aufzubrechen, das Lamentieren zu beenden und für die kulturelle Verfasstheit eines Gemeinwesens aktiv und offensiv zu werden. Denn nur die Kunst und Kultur vermögen es, einem Gemeinwesen jene Identität zu vermitteln, die es im Zuge eines sich vergrößernden Europas mehr denn je benötigt, um sich das Profil zu verschaffen, das es vor der schleichenden Verwechselbarkeit bewahrt.

Urbanität, Wirtschaftskraft, Handel und Verkehr sind vielen Städten Deutschlands und der Welt eigen, reichen aber für sich nicht aus, um das Profil eines Ortes kenntlich zu machen. Die abgegriffenen Münzen des blamierten Versprechens, technologischer Fortschritt, ökonomischer Wohlstand und soziale Emanzipation allein könnten das Individuum erlösen: sie gehören endgültig aus dem Verkehr gezogen. Längst ist klar: zur Lebensqualität einer Stadt gehören eine eigene Ästhetik, eine eigene Sprache, eine eigene kulturelle Physionomik, ihr Lebensgefühl muß aus mehr gespeist sein als aus den materiellen und infrastrukturellen Versorgungspauschalen eines effizienten Stadtmanagements.

Ich habe anfangs auf Nietzsches Warnung verwiesen, dass ohne die steuernde kulturelle Betrachtung und Reflexion durch den *common sense* einer Gesellschaft sich Wissen und Erkenntnis in Chaos verwandeln können. Nichts also wäre problematischer, als den Fortschritt selbst auch noch als ›Allheilmittel‹, als ›Breitbandtherapeutikum‹ für gesellschaftliche Akzeptanzprobleme mißzuverstehen. Denn trotz aller Erfolge und Errungenschaften lässt er zu viele Fragen unbeantwortet, zu viele Folgen un-

bewältigt. Der aktuelle Stand des technisch Machbaren, sosehr er immer wieder fasziniert, lässt kaum Rückschlüsse auf die individuelle oder gesellschaftliche Verfasstheit heutiger Menschen zu, sagt nichts über den Stand der kulturellen Reflexion durch den *common sense* einer Gesellschaft aus.

Chartres, Dünkirchen, Reliquie und but if not" - das kommunale, bürgerliche Selbstbewusstsein samt zugehöriger Courage, dies alles zu wagen, abhanden zu kommen droht, dann bleibt noch immer das Credo von Hermann Melville's Abschreiber und Kopisten Bartleby und seinen "I would prefer not to. . .«